



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Eulenberg, Herbert: Eine Rede zur Winterlichtwende 1921/22 : gehalten  
im Landestheater zu Stuttgart

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Eine Rede zur Winterlichtwende 1921/22

Gehalten im Landestheater zu Stuttgart von Herbert Eulenberg

Wir geben dem Eulenberg das Wort als  
Dichter, nicht als Politiker.

Wenn unsere beschwingte Vorstellungskraft — ein Flügelschlag und hinter uns  
Konen! — uns nur um zwölfhundert Jahre zurückträgt, so schauen wir eine  
Horde von Frauen, Männern und Kindern an dieser Stelle stehen, eine Horde,  
deren in Tierfelle gehüllte struppige Zugehörige wir Heutigen schauernd als  
„Wilbe“ bezeichnen würden. Wir schauen diese unsere Vorfahren, wie sie den  
Teich vor unserem Bühnenhaus umringen, an dessen Rand ein schwarzes Pferd  
geschlachtet und den Seelen der Abgeschiedenen geopfert wird. Unter den Händen  
der Priester fließt das Blut des Tieres dem Wasser und der Tiefe zu, die es  
verschlingt, und nur den in der Nähe Lauschernden verständliche Sprüche und  
Gebete verhallen dabei mit dem Blutrauch des Opfertieres in die kalte Winterluft.

Nicht allzu lange währte dem deutschen Heidentum aber an jenen Tagen  
die ernste düstere Feierlichkeit. Das Julfest der Germanen, wie es inmitten  
des Winters begangen wurde, galt nur zu einem Viertel der Versenkung in  
das Vergangene und Gestorbene. Der Wille zum Leben, der einer betränten  
Hekuba trotz des Verlustes all ihrer Söhne Becher und Brot an die Lippen drückt,  
der mächtige Wille, der den Gott Thor, den germanischen Herkules mit dem  
rötlich wallenden Bart und Haar nach dem Verlust seines Riesenhammers erst  
drei Humpen Meth leeren läßt, dieser stete Jubellauf des Lebens ward in dem  
Winterlichtwendefest unserer Vorfahren am stärksten gefeiert. Mitten in der  
tiefsten Nacht und Kälte geschah ja das Wunder, das jedem Kind ins Bewußt-  
sein strahlen mußte; das Licht der Sonne wandte sich uns aufs neue zu, und  
die abgestorben scheinende Schöpfung dehnte sich unter dem Glanz des uns wär-  
menden Gestirns erneut dem Leben entgegen.

Den Verkündern des christlichen Glaubens, die im Laufe des achten Jahr-  
hunderts Germanien aus seiner alten Götterlehre rissen, ward es darum be-  
sonders leicht, ihr neues Weihnachtsfest zur Feier des in Christo der Menschheit  
angebrochenen geistigen Lichtes als ein freudevolles Ereignis den Deut-  
schen ins Gemüt zu pflanzen. Wenn jene düstere Einleitung, das Opfer, das  
man dem Winter und dem Sterben verbrachte, vorüber war, so wurde dies  
Sonnenwendefest zu einer ausgelassenen Lustbarkeit, wie es das Wort „Jul“,  
das „Freude“ und „Ehzerz“ bedeutet, in seinem Klang schon ausdrückt. Wäh-  
rend des Julfestes ruhte bei den deutschen Völkern jede Arbeit und jeder Streit,  
also daß es auch vor der Einführung des Christentums als eigentliches Frie-  
den s fest entfacht wurde. Man tat sich zu Gelagen zusammen, bei denen mit  
Vorliebe öffentliche Gelübde für den Kreislauf des Lichtes abgelegt wurden, der  
soeben begonnen hatte. Die Geister und Götter der Unterwelt hielten ihre feier-  
lichen Umzüge in der Dämmerung. Die Geschenke, mit denen man einander  
schon in der frühesten Heidenzeit um diese Tage bedachte, wurden verhüllt ein-  
ander zugetragen oder in das Zimmer dessen, den man beschenken wollte, hinein-  
geworfen. Ein besonders schöner, kindlicher und treuherziger Wesenszug unserer  
Vorfahren, die damit die Danaesäußerungen des Bespendeten vermeiden wollten,  
die ihre „schenkende Tugend“, die Niessche noch als die höchste preist, ohne Lohn  
und Gegengabe betätigen mochten. Des weiteren ward ein riesiger Holzkloß  
um die Zeit des Julfestes ins Feuer geschoben, gleichsam, um mit ihm die

Schrecken des Winters zu verbrennen, und die seit Alters geheiligten Mistelzweige wurden an den Herd oder die Decke ihrer niedrigen Holzhäuser gehängt. Es waren dies lauter Bräuche, die sich besonders in den nordischen Teilen unseres Vaterlandes, in die das Christentum als neue Lehre am spätesten eindrang, wie in Skandinavien und England noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Und das eigenartigste Sinnbild der Freude jenes heidnischen Festes, der lichterbesteckte, schmuckbehängte Tannenbaum, glänzt ja am heiligen Abend jetzt fast hinter jedem Fenster in Deutschland, wo ein Heim und eine Häuslichkeit ihren warmen Schoß aufstun.

Wir Menschen der Gegenwart leben mit sonderbaren Gefühlen um diese Lichtwendezeit zwischen solchen Nesten uralter heidnischer Naturverehrung und den Zeugnissen eines christlichen Glaubens, zu dem sich unser Volk seit mehr denn tausend Jahren gewandelt hat. Auch der streng gläubige Mensch schaudert zuweilen zusammen bei den erschreckenden Widersprüchen, in die ihn der Anblick allein unserer nächsten Vergangenheit versetzt. Kind und Mitglied einer Glaubensgemeinschaft, deren Stifter die Menschen, ja die Feindesliebe lehrte, weist er noch, bis in sein Innerstes aufgerührt, in dem blutroten Widerschein, den der Weltkrieg, der grausamste, vernichtendste, den die Menschheit je geführt hat, auf unsere Tage schleudert. Taftend hat er sich wieder an den friedlichen Weltverkehr gewöhnt und sendet seine Briefe oder Waren erneut in alle Länder hinaus. Aber der Geist der Unversöhnlichkeit, der Gier und Grausamkeit, unter dem wir als die Geschlagenen nun besonders zu leiden haben, läßt ihn wie auf feuer-schwangerem Boden nicht ruhig werden und unsicher in eine Zukunft blicken, in der uns mit jedem neuen Jahr wieder ein Zusammenbruch und Untergang gleich jenem überstandenen drohen kann. Die meisten Menschen freilich gleichen den Neapolitanern und Anwohnern des Vesuv, indem sie leichtfertig dem Tage und seiner Forderung leben, ohne darüber hinaus das Künftige zu bedenken.

Aber in Deutschland sind anderseits doch zu viele durch die Ereignisse aus der politischen Gelassenheit und Stumpfheit wachgerüttelt worden, mit der wir vor dem Kriege unsere Geschäfte besorgen und den Kaiser einen lieben Mann sein ließen. Denn außer in Rußland, das noch immer sich müht, den gewaltigsten Versuch einer neuen Gesellschaftsordnung durchzuführen, ist nirgends das Selbst- und Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen so aufgewühlt worden wie in Deutschland. In dem Durcheinander unseres Volkes fühlt sich das Einzelwesen mehr als zuvor zu der Frage verpflichtet: Wohin führt unser Weg? Und gerade bei einem Anlaß wie dem heutigen, der das aufsteigende Licht ehren und feiern will, wird mancher gern die Wunderlampe des menschlichen Geistes so hoch, wie er kann, in das dunkle Unbewußte hinausstrecken, um irgend eine Richtung, die für ihn und alle gültig ist, abzulesen.

Die Sterne des Weltalls geben ihm keine Antwort als die eines Glaubens und Vertrauens in das Schicksal und lehren ihn stumm nichts wie amor fati, Ergebung in das Verhängte. Die großen Lebensdeuter und Zweckfucher der Menschheit, die Weisen und Glaubensstifter künden dem Fragenden das Heil auf zwiefache Art: Sie retten ihn aus der Wüste und dem Wirrsal der menschlichen Welt auf das Eiland der Persönlichkeitspflege oder in ein drittes Reich, mögen sie es nun Himmel, Paradies, Walhalla, oder Nirwana nennen. In einen dieser Bezirke haben die Lebenden bislang stets ihre Seele zurückgezogen. Der flüchtige Aufenthalt auf unserem Gestirn erschien ihnen nur eine kurze Wartezeit, ein Advent vor der großen Weihnacht des Todes, in der ihnen ein neues, helleres Licht entzündet werden soll. Oder dieses Sein ward dem Einzelnen nur wie der Marmor dem Bildhauer zu seiner Lust und Kraftentfaltung gegeben, daß er es modelt nach seinem Wohlgefallen, allein sich selber Herr und Knecht. Nietzsche-Zarathustra, der von den Griechen ausgegangen ist, hat diese helleni-sche Weisheit zuletzt gepredigt.

Über solche Erkenntnisse vom Leben hinaus hebt sich ein neuer Glaube, ein Diesseitsglaube, wie er dem ursprünglichen Wesen des deutschen Volkes sehr nahe liegt: Ein gewisser Daseinstrog, eine Bejahung dieser Welt trotz all ihrer Unzulänglichkeiten und Häßlichkeiten. Aus Beethovens Musik tönt dieses: „Und dennoch!“, oder wie er selber es einmal an den Rand seiner Noten geschrieben hat: „Es muß sein“, wie es ebenso schon aus Luthers Truglied klang:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'  
Und wollt' uns gar verschlingen,  
So fürchten wir uns nicht so sehr,  
Es soll uns doch gelingen.“

Und wie es noch früher bereits aus den Sprüchen Wotans, des deutschen Gottes, in der Edda stabreimt und stammelt:

„Wer handlos, wird Hirt — der Hinfende reitet,  
Der Taube taugt noch zum Kampf;  
Der Blinde ist mehr wert als der Verbrannte,  
Ein Toter ist niemand zu Nutz.“

Dieser Lichtglaube ist ein Erbgut unseres Volkes, eine Gabe, die es seinen besten Söhnen und Geistern stets verliehen hat. Er spricht aus den Worten des Begründers der aus Protest geschaffenen deutschen Kirche: „Niemand gebe den Glauben auf, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will“, nicht minder als aus den Versen eines der eifrigsten Katholiken, des Cherubinischen Wandersmanns, den wir *Angelus Silesius* nennen: „Hier muß es sein getan!“ oder:

„Blüh' auf, gefrorner Christ,  
Der Mai ist für der Thür;  
Du bleibest ewig todt,  
Blühst du nicht jetzt und hier.“

In dem Gefühl solcher Lebenswürde schreckt der ihr dienende Mensch selbst vor dem Höchsten nicht zurück. Er nimmt wie die Varden, die hoheitsvollen alten Säger, an den Tafeln der Götter Platz. Er will, wie es in einem der ergreifendsten Gedichte *Mörtes* heißt: „Gott selbst zu eigen haben auf der Erde“, und bäumt sich gottentthronend auf wie jener tiefsinnige Ewigkeitsforscher:

„Ich bin so groß als Gott —  
Er ist als ich so klein.  
Er kann nicht über mir,  
Ich unter ihm nicht sein.“

Oder in jenem bekannteren Trugspruch:

„Ich weiß, daß ohne mich  
Gott nicht ein Nu kann leben:  
Werd' ich zu nicht — er muß  
Vor Not den Geist aufgeben.“

Undeutlich schwebt allen diesen frommen Sehern und Sängern schon die Vergottung des Menschengeschlechtes vor, wie jenen Weisen aus dem Morgenlande der Stern, der ihnen die Geburt des Welttheilands anzeigte. Sie ahnen die Möglichkeit einer Erhöhung unseres Geschlechts aus der Tierheit, an dessen Spitze die Wissenschaft uns als höchst entwickelte lebende Organismen gestellt hätte. Wenn auch nur erst gefühlsmäßig oder in der Verlängerung des diesseitigen Daseins im Jenseits träumen sie von einer Bervollkommnung der Menschheit, von einem

goldenen Zeitalter und Paradies, das die Sagen und Legenden der Völker an oder vor den Anfang der Menschengeschichte gestellt haben, die wir auch stolz „Welt=" oder wie Schiller noch sagte „Universalgeschichte“ nennen.

Erst in unserer jüngsten Zeit ist man dazu übergegangen, dies dichterische Ahnen von einer Erhebung der Menschheit nüchtern und verstandesgemäß zu erkennen und zu gestalten. Statt der Züchtungs- und Veredelungsversuche, die das große achtzehnte, das pädagogische Jahrhundert an der Menschheit anstellen wollte, wendet man sich heute weniger erhaben als weltklug an die Vernunft und den Tatsachensinn der nun einmal vorhandenen Menschheit, die bisher kaum eine Minute ihres ihr verliehenen Lebenstages verbracht hat. Ohne an ihrem seelischen Wert und Bestand viel herummarzten zu wollen, spricht man ihren Gang für die Wirklichkeit an und erhofft auf diese Weise den Sieg der Vernunft, den das Gefühl, auf das die meisten Religionen sich gestützt haben, bislang nicht erreicht hat. Dies ist die große, lichtpendende Lehre unserer bedeutenden Gesellschaftslehrer, von denen hier nur als einer der überschauendsten Müller-Lyer aufgerufen werden soll, daß es der Menschheit, die sich ihren Erdball in Raum und Zeit bald ganz überwunden hat, in der Zukunft gelingen werde, als letztes auch sich selber zu bezwingen und vernunftgemäß zu beherrschen. Damit wäre natürlich noch nicht ein allgemeines Glück verbürgt. Denn dieses hängt ja zum großen Teil von der Persönlichkeit des Einzelnen ab. Aber das gewaltige Heer der Leiden, das sich nach dem Märchen der Griechen aus der Büchse der von den Göttern zu unserem Unheil beschenkten Pandora über die Sterblichen ergossen hat, würde auf diese Weise der vernünftigen Weltordnung auf das uns mögliche Mindestmaß beschränkt.

Wir wollen nicht immer alles Grau in Grau sehen, wollen es besonders nicht in einer Feststunde, die dem Sieg des Lichtes gilt. Noch halb betäubt von den Schrecken des Krieges und verängstigt von den Sorgen des Tages, vergessen wir heute oft, was wir Menschen auf dem Wege zu einer Verwirklichung irdischer Glückseligkeit erreicht haben. Gerade wir Deutschen, die wir während der schweren Kriegsjahre der Welt das Muster einer Vereinigung und Gliederungsmöglichkeit gezeigt haben, sollten jetzt nicht die ungläubigen Zweifler spielen. Wir Meister der Organisation dürfen nun nicht hoffnungslose Ausständische des Zusammenwirkens werden. Bedenken wir immer, was die Menschheit schon als Ganzes erzielt hat und wie ihr Werk, an dem wir Germanen unser tüchtig Teil mitgeholfen haben, fortgeschritten ist. Die volksvernichtenden Seuchen, die Plage aller früheren Zeiten, sind stark eingedämmt worden. Die Schrecken des Alters, die vor 100 Jahren noch jeden bedrohten, sind gemildert. Die öffentliche Sicherheit ist trotz der fürchterlichen seelischen Aufregung, in die der Krieg und die ihm folgende Umwälzung die Menschen gestürzt hat, im großen und ganzen wiederhergestellt. Freilich ist der Kriegsgott, den unsere Gegner in uns treffen wollten, durch ihren Sieg noch nicht niedergeschlagen. Wir sehen aus unserer heutigen Waffenlosigkeit heraus, je nach unserer Einstellung, mit Ingrimme oder spöttischer Überlegenheit, unsere Feinde nach wie vor dem Kriege frönen. Und doch fühlen oder wissen wir, daß es einst möglich sein wird, den Kriegesgeist unter den Menschen zu dämpfen und einmal ganz und gar aufzuheben. Bedenken wir, daß es heute schon in dem größten Staate der Welt, in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, gelungen ist, und zwar auf Betreiben des schwächeren Teiles der Bevölkerung, der Frauen, gelungen ist, die Macht des Bacchus, des vielnamigen Weingotts, des Freudenbringers und Wohltäters der Menschheit, wie ihn schon das Altertum pries, vollkommen zu brechen. Und es sollte undurchführbar sein, die Gewalt des Mars, des furchtbaren, männermordenden Kriegsgottes, zu bezwingen, der die Weiber in Tränen stürzt und Leiden und Not über die Länder sät, wie es schon aus Walthers von der Vogelweide klagt?

Das Märchen der Menschheit gleicht bisher noch vielfach einer Spukgeschichte. „Dem Traum eines Raubtiers“ verglich es der unter dem Leben wie unter dem Druck eines Alps nachtwandelnde Dichter Hebbel. Aber es hat wohl noch nie ein Mensch geatmet, der sich nicht unter dem Druck des wütenden Geschicks, unter der Zeiten Spott und Geißel, verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub, dem Übermut und der Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist, der sich nicht unter all dieser erdenhaften wie geistigen Belastung des Lebens eine Erlösung erträumt hat. Sei es dort drüben, wo die Seele sich je nach seinem Glauben im Paradiese oder im Nichtsein ein neues Quartier sucht, sei es hier auf Erden in einer einheitlicheren, schöneren Zukunft seines Geschlechtes. Der Weltmerzler und Schwarzmalers kann leicht über solch einen Schmelzer lächeln und spotten, mit dem sich der Mensch als ewiges Kind über diesen kurzen Schlaf und Traum des Daseins hinwegtröstet. Im Grunde kann auch er ein solches Beruhigungsmittel nicht entbehren. Und selbst ein Schopenhauer ersann sich seinen Frieden, sein Quietiv in der vom Irdischen abgelösten Hingebung an das Schöne und seiner Betrachtung in der Kunst als einer Objektivierung des Willens. Auf diese Insel der Seligen floh der an der Menschheit verzweifelnde Denker wie der ganz erleuchtete Buddha, dessen Abbild sein Zimmer zierte, in die Betrachtung des leidlosen Nichtseins oder wie der Schwabe Hölderlin auf die Insel Ideallen im griechischen Archipelagus, die sich dem irrenden Dichter wie einst Delos der kreisenden Latona bot.

Aber uns, als den Diesseits gewandten, enthüllt sich der Himmel,  
Und die Aussicht wird frei in dem erwarteten Licht.  
Einstmals klärt sich der Menschen krauses Gewimmel  
Vor der Erkenntnis, die durch den Nebel schon sicht.  
Einstmals strahlt unsern Erben und Enkeln die Sonne,  
Die auf dem Weg von der Tierheit zur Gottheit uns führt;  
Einstmals reißt dies Geschlecht zu dem Höchsten, zur Wonne,  
Die sein Glück an dem Glück der andern nur schürt.  
Laßt uns einzeln alle die Posten schon stellen  
Für jene Zukunft, die über den Zweifeln blüht!  
Jeder Mensch lebt, bedenkt es, die Welt zu erhellen,  
Liebend das Licht zu vermehren, das alles durchglüht.